

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 9

Artikel: Dichtung und Kinderstube
Autor: Abenarius, Ferdinand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

pflegt, für die Ewigkeit gebaut. Mit diesem Zuwachs der öffentlichen Bauten von Paris kann man sich wohl zufrieden geben, wenn auch beide Paläste in altgewohnten Formen gehalten sind und ihre Architektur keine neuen und originellen Ideen aufzuweisen hat. Wie sie sind, muß man sie immer noch weit schöner finden als den verschwundenen Industriepalast, dessen Stelle sie einnehmen und der geradezu häßlich war. Und was die Brücke anlangt, so kann man ihre schlanke Linie, die in einem einzigen flachen Bogen den Fluß überspannt, und ihre von den ersten Bildhauern des Landes mit prächtigen Figuren geschmückten Pylonen an beiden Ufern nur mit Vergnügen betrachten. In dieser Beziehung kommt die Stadt also weit besser weg als bei der letzten Weltausstellung, denn weder am Eiffelturm noch an der Maschinenhalle ist außer den Dimensionen etwas zu bewundern, und das Verschwinden dieser beiden Ungetüme würde der Schönheit des Seinebabels keinen Abbruch tun.

S o m m e r m ä r c h e n.

Von E. Meyer-Brenner, Basel.

„Eine blaue Glockenblume
Siehst am Mühlenbach du steh'n,
Jährlich trägt sie eine Blüte,
Eine einz'ge, leuchtend schön!
Nur ein Mägdlein ward dem Müller,
Eine blonde, schlanke Maid,
Immer trug an Feiertagen
Sie ein himmelblaues Kleid.

Eine ländliche Kofette
Trieb sie mit den freiern Spott.
Voll Verzweiflung gab ein junger
Mühlbursch sich im Teich den Tod.
Eine blaue Glockenblume
Kniert sie reuig dort am Steg!“
So erzählten die Libellen,
Schweifend über meinen Weg.

Dichtung und Kinderstube*.)

Von Ferdinand Avenarius.

Die erste gedruckte Jugenderzählung schon haben wir darauf anzusehen, ob sie für wirkliche Poesie den jungen Geist vorbereite oder verderbe — darüber sind wir jetzt einig. Aber schon vor dem ersten Lesebuch kann hier verdorben, kann hier genügt werden. Ein paar Worte darüber unter dem Christbaum!

*) Aus dem „Kunstwart“. Heft 6. Colnwey in München.

Der Mensch wiederholt in seinem Einzelleben die ganze Entwicklung seines Geschlechts — das ist ein bekannter Satz, und die Darwinianer halten viel darauf. Ob sie Recht haben oder nicht, das wird keiner bestreiten: daß die geistige Entwicklung des Kindes aus dem Tierischen aufwärts in das sozusagen „Naturmenschliche“ geht und aus diesem erst ins Kulturmenschliche. Das kleine Kind lebt wie der Naturmensch weit mehr mit der Phantasie als mit dem Verstand; es überträgt, was es in sich findet, in weit höherem Grade als wir auf alles, wovon es umgeben wird; es vermenschlicht alles, und was sich bewegt, das scheint ihm, sich zu betätigen. Nur wer das im Auge behält, gewinnt Einfluß auf seine Seele. Der Erzieher muß sich selbst hineinleben in dieses Phantasieleben, er muß mit dem Kinde auf seine Weise verkehren.

Das sind allbekannte Wahrheiten! Ja. Aber richtet man sich danach? Und ist es all den Müttern und Vätern klar, daß die Aneignungsweise der jungen Gehirne einfach die dichterische Aneignungsweise ist? Anschauen und beseelen aus dem eigenen Ich heraus, das tut der Dichter wie das Kind. Des Dichters Anschauung und sein beseelendes Ich sind sehr viel reicher, und dann gestaltet er ja auch — aber die Art und Weise, die Welt aufzunehmen, hat er gemeinsam mit dem Kinde. Weiter: die Fähigkeit, aufzunehmen, bedeutet später beim Erwachsenen nichts anderes, als: seine Empfänglichkeit für Poesie. Also: Wahre die Fähigkeit: auf kindliche Weise, durch die Phantasie, die Eindrücke der Welt aufzunehmen, und du wahrst damit zugleich die Fähigkeit, später echte Dichtung zu genießen.

Die Ausbildung des Verstandes, des Denkens darf selbstverständlich nicht im Mindesten darunter leiden. Aber sie braucht das auch nicht, denn aus dem anfänglichen Wirrwarr von Wirklichkeitsbildern und echten sinnetäuschenden Illusionen hebt das Ueben der Anschauung die kindliche Seele zur Klarheit herauf. Und eben dieses Ueben der Anschauung ist es ja, was wieder der Phantasie mit jeder neuen Beobachtung eine neue Vorstellung zur Verfügung schenkt, das Ueben der Anschauung also ist eben das beste Ueben der Phantasie. Thorheit also, zu wähnen, die Erziehung der Phantasie wirke dem klaren Denken entgegen: hier regelt sich alles ganz schön selbst: wer gut beobachtet, wird kein Schwarmgeist. Und gegen die Erziehung des Denkens sind wir wahrlich nicht; unsere Leser wissen, wir hätten gern mehr davon, denn wir vermeinen, man füttere in unsern Schulen die Köpfe zu sehr mit Kenntnissen, und stärke zu wenig das Denken, diese edle Kraft des geistigen Verdauens von all den zugeführten guten Sachen. Aber das greift vor. Für jetzt genügt: man kann sich der Wolken als mächtiger Riesengestalten erfreuen, ohne irgendwie zu

bestreiten, daß sie Wasserdunst sind. Man kann als Erwachsener die begriffliche Sprache des Denkens sehr wohl erfassen und doch zugleich die anschauliche des Dichters. Man kann gescheit und phantasievoll zugleich sein. Und: nur wenn man das ist, lebt man als ganzer Mensch.

Schön, und wie kommt es nun, daß sich die Kraft der Phantasie nicht weiter entwickelt, die doch im kleinen Kinde so üppig blüht. Wie kommt es, daß sie allmählich das nüchtern abstrakte Denken zum Alleinherrscher werden und damit bis auf so seltene Ausnahmen das Verständnis für die Ausdrucksmittel des Dichters verkümmern läßt? Wie unzählige Freuden werden dem Erwachsenen, der aus diesem Kinde wird, hierdurch genommen! Mehr: wie viele geistige Dinge, die nur der Künstler vermitteln kann, werden ihm nunmehr ganz unbekannt bleiben sein Leben lang, so daß er trotz redlichsten Bemühens in ganze Innenreiche seiner Mitmenschen-seelen nie wird blicken können! Muß das so werden? Bei richtiger Erziehung doch nur in den Ausnahmefällen völlig einseitiger Anlage.

Jedoch: Wir haben heute allein von der Zeit vor der Schule zu reden.

Da ist es von unüberschätzbarer Wichtigkeit, wie die Mutter mit dem Kinde spricht. Die gesunde natürliche Mutter spricht mit ihm ganz von selbst „kindlich“, d. h. in Anschauungen, die alles verlebendigen — Alles. Das braucht es auch, denn schon um die einfachsten Begriffe, wie „groß“ und „klein“ zu verstehen, muß ein Stück Erdenweg dahinten liegen. Sprich vom großen und kleinen Stern, du redest demselben Häschen über den Kopf weg, das dir aufmerksam folgt, wenn du von Papastern und Häschenstern sprichst. Sage dem Büblein: der Goliath war ein fürchterlich gewaltiger Riese, so sagst du ihm gar nichts, sage ihm, er war so groß, daß er immer gleich eine Meze Äpfel auf einmal fraß, das begreift's.

Man hat das Kind den geborenen Dramatiker genannt. Es spielt ja sogar mit dem Holzscheit Komödie, und mit welchem Feuer, mit dem Holzscheit, den es eben erst aus der Küche geholt und in ein Zeitungsblatt als Prinzenmantel gewickelt hat. Unser Junge wollte dem Mädel aufhelfen, das auf der Zeichnung und seinem Bilderbuch hingepurzelt lag. So hört das Kind auch die Märchen nicht nur an, und so leben sie nicht nur vor ihm auf, wie es sie hört, nein, es lebt sie mit, jetzt verwunschener Prinz, jetzt Röhler im Wald, jetzt Heineke und jetzt Wichtelmännchen, alles einzeln und alles zugleich, just wie der Schläfer im Traume. Diese Fähigkeit gilt's zu erhalten, aber so, daß sie später nicht herrsche mehr, wie im Kinde noch, sondern nur zur Verfügung stehe, wenn sie gebraucht

wird. Ließen wir sie wuchern, schrankenlos über Stock und Stein, das gäbe Unkraut. Erziehen wir sie also, indem wir das Erzählen zwar immer anschaulich gestalten, das heißt: indem wir nie begrifflich berichten, sondern immer darstellen — aber im Anschluß an Beobachtungen. Mag das Kind im Frosch den Froschkönig sehen, es soll sich doch klar werden darüber, wie der grüne Herr aussieht. Die Bäume, darin seine Elfen haufen, — lehre ihm früh unterscheiden, ob es Weiden oder Eichen sind. Ich halte für unsere Kinder nicht viel von der Märchenpracht des Orients. Unsere heimischen Märchen reichen aus, und sie kann man in jedem Winkeln mit Beobachtungen beleben und verinnerlichen und sozusagen einheimen gerade in die Umwelt des Kindes, mit dem man spricht. Be-seelt werden muß aber auch jeder Satz, kein einziger darf leer vorüber-schallen. Findest du später, wenn dein Kind erst liest, bei ihm Freude nicht allein daran, „gespannt“ von Blatt zu Blatt zu jagen, sondern auch daran, wenige Sätze immer wieder zu lesen, sie gleichsam mit Behagen durchzukosten von Wort zu Wort, so ist ihm seine Empfänglichkeit für Poesie noch nicht verdorben. Bleibt es so, so wird's später einmal „Dichtung und Wahrheit“ und den „Grünen Heinrich“ verstehen können, ist's ein Kapitteljäger, reißt es Familienblatt- und Leihbibliothekwärts.

Ah, das erinnert uns an einen wahren Frevel, der gutgläubig an Kinderseelen geübt wird. Wir meinen an die Erziehung der eigenen Sprache des Kindes. Am besten, sie finge noch gar nicht an. Aber sie fängt schon vor der Schule an, und leider geht sie bei vielen dahin, das Kind „gebildet“ sprechen zu lehren. Da soll es je eher je lieber von der „Eisenbahn“ sprechen, statt von der Tschisch-tschisch, vom „Hunde“ statt vom „Wauwau“ u. s. w., und wenn das Kind gar in selbstgemachten Ausdrücken spricht, so hält man's für dümmer, als das gleichalterige, das schon schriftdeutsch redet. Ganz genau umgekehrt steht es: das Kind, das sich Ausdrücke selber schafft, ist in dieser Hinsicht unzweifelhaft begabter, als jenes, das nur nachplappert, denn jene sprachschöpferische Kraft zeugt von tätiger Phantasie. Lassen wir also die Jungen im Nest recht lange so zwitschern, wie ihnen die Schnäbel gewachsen sind — das wird sie dereinst im Kampfe mit dem Papierdeutsch stärken. Die Sprache ist ein Verständigungsmittel zwischen vielen, gewiß, da geht es nicht ohne nüchtern-praktisches Uebereinkommen, aber wir brauchen die Sprachmünzen nicht pädagogisch zu polieren, ihre Prägebilder greifen sich völlig zur Genüge von selber ab. Uebrigens kann auch schon die Zeit vor der Schule dazu tun, daß diese Prägebilder zunächst mal angesehen werden. Schon im frühen Spiel kann ein bißchen allerfindlichste Etymologie getrieben werden, auf daß man den Worten den wundervoll lebendigen Wert noch ein Stück

weit ins Dasein hinein erhalte, den sie dem Kinde haben. Je länger wir uns Güter bewahren, je länger bleibt, wenn sie dann doch verloren sind, die Erinnerung daran frisch, und das eben ist auch etwas, was hier gut tut.

Bilder aus Südafrika.

1. Auf den Goldfeldern.

Der erste, der in Transvaal Gold entdeckte, war der deutsche Reisende Karl Mauch, der zu Anfang der achtziger Jahre eine unbedeutende Ader in dem harten Quarzgestein fand. Es war das Gerücht von diesem Fund, das mich schon damals mit einer Schar Goldgräber anlockte, noch ehe der Basutokrieg ausbrach. Aber die damals gemachten Funde hielten nicht, was sie versprachen; die Erwartungen der armen Leute wurden erbärmlich getäuscht und die meisten derselben mußten sich ihren Unterhalt auf andere Weise verdienen.

Wieder vergingen Jahre, in denen die Suche nach Gold mit geringem Erfolg fortgesetzt wurde, bis im Jahre 1887 das reichste Feld, Witwatersrand, meist einfach Rand genannt, entdeckt ward und ein neues Goldfieber die Aufmerksamkeit auf dieses Land lenkte.

Der Anfang war gering, indem zuerst Goldsucher aus Australien in einem Bache Sand fanden, der Goldkörner enthielt. Dann traten in dem weißen Quarz Adern zu Tage und die Spekulationslust nahm ihren Gang. Eine Gesellschaft nach der andern wurde gebildet, verlor ihre Opfer und verfrachte. Betrug und Schwindel waren mit dabei im Spiel, weil man aus den Adern gewisse Klumpen mit reicherm Goldgehalt hervorsuchte und dieselben als Zeugnisse des wirklichen Wertes der Gruben hinstellte. Ein Krach entstand und Millionen wurden von den Opfern desselben verloren, welche die Gewinnsucht in solche Schwindelgesellschaften getrieben hatte. Doch wurden nach und nach neue Felder entdeckt und im folgenden Jahr stieg die Goldproduktion einzig in „Rand“ auf das nette Quantum von 7173 Kilogramm und beträgt jetzt sicher das Doppelte.

In Afrika kommt das Gold meist als Erz vor, das aus Gruben gegraben und bearbeitet, d. h. zu Pulver zerstampft wird, das durch Waschen sich des edleren schweren Metalls entledigt.

Dabei ist auch die Wissenschaft in den Dienst der Goldgräber getreten, namentlich bei den großen Gesellschaften. Das Gestein wird mit Diamantbohrern angebohrt und dem Quarz wird auf chemischem Weg